



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Deutsche Geschichte**

**Brandi, Karl**

**Berlin, 1919**

IV. Kaiser und Papst

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77924](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77924)

#### IV. Kaiser und Papst.

Man hat vor sechzig Jahren in Deutschland gestritten um die großdeutsche und kleindeutsche Lösung der deutschen Frage, mit oder ohne Österreich und Italien. Da wurde auch die Geschichte als Bundesgenossin zugezogen, und während Heinrich v. Sybel die deutsche Kaiserpolitik des Mittelalters tadelte, da sie jeder gesunden Staatsauffassung Hohn gesprochen habe, verteidigte sie Julius Ficker im Sinne einer Großmachtbildung in Mitteleuropa.

Für den Augenblick behielt Sybel recht; die kleindeutsche Lösung wurde zuerst gefunden, 1866, 1870. Allein schon 1879 näherte sich der Zeiger der Weltgeschichte der Auffassung Fickers, und heute erscheint Ficker nicht nur als Historiker gerechtfertigt. Als Historiker durfte er betonen, daß die Dinge sich nicht nach einem vorgestellten Plan entwickeln, sondern aus einer Fülle von Zufällen und eigentümlichen Verknüpfungen. Es sind die Spieler, die der blinden Regie der Geschichte durch ihre Einfühlung in die gegebenen Möglichkeiten Form und persönlichen Stil abgewinnen; insofern möchten wir von unserer ganzen Geschichte heute die Kaiserzeit am wenigsten missen.

Die Aufgaben wurden ihr gestellt von der inneren Entwicklung Italiens; die Spieler waren die deutschen Könige und die römischen Päpste; der Hintergrund die abendländische Geschichte mit gelegentlichen Ausblicken ins ferne Morgenland.

Die römischen Bischöfe hatten ihre Selbständigkeit in Mittelitalien seit 750 unter fränkischen Schutz gestellt, und da Karl der Große schon 776 dem Langobardenreiche ein Ende bereitet hatte, so herrschten die Franken in Oberitalien als Könige, in Mittelitalien als Schutzherrn der Kirche und seit 800 als Kaiser. Ihre Erben übernahmen diese Tradition, und für einen deutschen König von der Bedeutung Ottos I. lag es nahe, den alten Zustand kraftvoll wieder herzustellen. Man muß sich dabei erinnern, daß es,

wie überall, erst recht in Italien örtliche Gewalten gab, die in königslosen Zeiten ihre Herrschaft ausbreiteten und deshalb einer Erneuerung der Königsmacht entgegenstrebten.

Otto I. aber kam zum Eingreifen in die lombardischen Verhältnisse durch Beziehungen, die vom Herzogtum Schwaben aus in die italienische Nachbarschaft hinüberreichten. Daneben freilich wirkte, wie symbolisch für die heraufziehende italienische Politik der deutschen Könige, ein durchaus romantischer Beweggrund mit. Die jung verwitwete Königin Adelhaid wurde schwer bedrängt, und der ritterliche Sachsenkönig eilte, sie zu befreien und zu heiraten. Die schöne Burgunderin aber brachte neue Züge in sein Königtum. Angelegenheiten der Kirchen- und Klosterreform burgundischer Richtung berührten mit ihr zuerst den deutschen Königshof.

Nicht lange nachher trat an den empfänglichen König das Ansinnen heran, in Rom die stadtrömischen Wirren zu ordnen, in welche die Päpste seiner Tage nur zu tief verstrickt waren. Er nahm auch die Kaiserkrone (962) aus den Händen des von ihm einstweilen geduldeten, sehr weltlichen Papstes und ließ sie noch bei Lebzeiten auch seinem Sohne, dem zweiten Otto, reichen. Er warb für diesen Sohn um eine byzantinische Prinzessin und strebte nach Einfluß in Unteritalien im Frieden mit Byzanz. Alles das lag in der Richtung der Politik Karls des Großen, an dessen Grabe der König einst erhoben worden war. Begierig folgten die Deutschen ihren Kaisern, verlockt durch die Schönheit des Südens und die Abenteuerlichkeit der Pläne.

Das Kind der Griechin Theophano aber, Otto III., verlor sein Herz vollends an das Land der Sonne und fand nicht mehr die Heimkehr. Auf dem Titelblatt einer ihm gewidmeten Handschrift dienen ihm die Länder der alten Welt. Sein Haus wurde der Aventin, an seiner Seite bestellte er seinen Verwandten Bruno als ersten deutschen Papst und nach ihm den gelehrtesten Mann des Abendlandes, Gerbert von Reims. Der Rauch einer christlichen Weltherrschaft erfüllte diese gläubigen Sachsen.

Neue Wirren folgten seinem Tode; sein Vetter Heinrich II. und Konrad II., der erste Salier, mußten in der Lombardei mit örtlichen Machthabern aufs neue ernstlich kämpfen. Aber Heinrich III. war wieder anerkannter Herr in Italien; er reformierte

das Papsttum und schuf eben damit die Voraussetzungen für das Durchdringen kluniazensischer Ideen, für das Lebenswerk Gregors VII. und den weiteren Aufstieg des Papsttums.

Dieser Aufstieg aber wurde aus den inneren Kräften der Kirche begleitet von einer Erneuerung und Weiterbildung staats- und kirchenrechtlicher Anschauungen, denen das Reich nichts an die Seite zu stellen hatte. Vor Jahrhunderten (494) hatte einmal ein römischer Papst, Gelasius, gegenüber einem byzantinischen Kaiser, Anastasius, die Formulierung gefunden, die jetzt im 11. und 12. Jahrhundert immer wieder zitiert wurde und die schon zu den Lieblingsworten Gregors VII. gehörte:

„Du sollst wissen, allergnädigster Kaiser, daß die Welt nach Gottes Willen durch zwei Gewalten regiert wird, die heilige Autorität der Bischöfe und die Macht der Kaiser. Aber von diesen beiden Gewalten ist das Gewicht der priesterlichen um so viel größer, als die Priester für alle Menschenseelen, also auch für die Könige, dereinst vor Gottes Richterstuhl Rechenschaft abzulegen haben.“

Damit war das Thema gegeben. Die Kühnheit des Gedankenganges springt in die Augen. Da die Priester die Menschen im Namen Gottes von ihren Sünden zu lösen haben oder für ihre Laster zu strafen, so kann auch das königliche Amt sich dieser Aufsicht nicht entziehen, denn alle Handlungen, auch die des Königs, sind gut oder böse, und das Urteil darüber steht nur dem Priester zu, der die Binde- und Lösegewalt besitzt. Danach hatten die Päpste verfahren gegenüber Ludwig dem Frommen und Lothar II., und neuerdings gegenüber Heinrich IV. Obschon grundsätzlich ihr oberstrichterliches Amt keine Schranken kannte, so mehrten sich doch die Anlässe, je mannigfaltiger die Beziehungen zu den Kaisern wurden. Die eine gebar die andere. Da war das Verhältnis des deutschen Königs zu seinen Bischöfen und Äbten; da war sein weiterhin sichtbares Privatleben; da war das Verhältnis des Kaisers zur Kloster- und Kirchenreform, zum Kirchenstaat und zu Italien; da war endlich der Anspruch des Papstes auf die Hilfe des weltlichen Schwertes bei Abwehr der Heiden und bei Ausbreitung des Christentums.

Und eben hier eröffnete das sinkende 11. Jahrhundert dem Papsttum einen Wirkungskreis von ungeahnter Weite. Aus den südfranzösischen Nöten und den kirchlichen Bewegungen des 10.

und 11. Jahrhunderts hatte sich jene gewitterschwüle Stimmung ergeben, die sich gegen Ende des 11. Jahrhunderts, noch unter Gregor VII. und seinen Nachfolgern, immer mehr verdichtete und in dem ungeheuren Plan einer Befreiung des fernen heiligen Landes entlud. Riesige Kirchenversammlungen unter freiem Himmel; Predigten, Ansprachen und ein tausendstimmiges „Gott will es“ als Widerhall aus dem erregten Volke; dann heftete man sich das Kreuz der Gottesstreiter auf die Kleider.

Alles das geschah unter Führung der Päpste. Für ein halbes Jahrhundert sah Europa die eindrucksvollen Figuren der wandernden Päpste nach dem Vorbild der großen Äbte von Cluny, erst als Prediger der Reform, jetzt als Wegbereiter der Kreuzzüge. Die erste Begeisterung ergoß sich in wehrlosen Scharen, aber den nachfolgenden Heerhaufen gelang der ersehnte Erfolg nach unfäglichen Mühen und Entbehrungen. Im Hochsommer 1099 fiel Jerusalem den christlichen Streitern in die Hände.

Während sich nun erst recht die Schwierigkeiten des Nachschubs und der Erhaltung dieser entlegenen Herrschaften gegen kriegserprobte Nachbarn in einem ungewohnten Klima fühlbar machten, während sich normannische, französische und deutsche Ritter und Fürsten verbrauchten auf den steinigten Wegen und brennenden Wüsten des Orients, blieb der Schimmer des gottgefälligen Werkes den Päpsten.

Die Franken und Deutschen also waren es gewesen, die das Papsttum geschützt und gehoben hatten und sich hineinziehen lassen in die universalen und kirchlichen Angelegenheiten. Der Erfolg aber war schon jetzt mehr den Päpsten als den Kaisern zugute gekommen.

Es gab allerdings auch Hemmungen auf der Seite des Papsttums. Die merkwürdige Folge jener Einführung des Wahlkörpers der Kardinäle waren zwiespältige Wahlen, die, wie etwa 1130, ein langes Schisma, eine Spaltung der Kirche in zwei Anhängerschaften, zur Folge hatten, denn die neue hochpolitische Stellung des Papstes gruppierte die Parteien nicht mehr allein nach stadtrömischen Gesichtspunkten. Beim Schisma von 1130 teilte sich die abendländische Kirche nach den Kluniazensern, die Anaklet II., und dem mit ihnen um die Gunst der Welt ringenden neuen Orden der Zisterzienser, die Innozenz II. anhängen.

Daneben aber war es die italienische Politik, die gebieterisch ihr Recht forderte und der Freiheit der Päpste innere Schranken setzte.

In Unteritalien und Sizilien hatten sich die Griechen nicht behaupten können; schon bald nach dem Jahre 800 waren Teile von Sizilien, schließlich die ganze Insel, an die Araber verloren gegangen. Jahrhundertlang geboten dort Emire in orientalisches aufgeklärter Despotie. Dann hatten langobardische Herzöge, die in den Fürstentümern von Benevent saßen, Hilfe erbeten von durchziehenden Normannen aus der französischen Normandie. Aus dieser Hilfe reckenhafter Nordländer war bald die Aufrichtung eines neuen kriegerischen und kraftstrotzenden Staates gegen Langobarden, Griechen und Sarazenen geworden. Die Normannen übernahmen griechisch-arabische Kultur, fügten sich aber der lateinischen Kirche als ein neues ergebenes Glied ein. Der römische Papst nahm ihre Lehnshulde entgegen und, wie schon Robert Guiscard Gregor VII. Rückhalt bot, so entstand in dem neuen Königtum der Normannen allgemein ein Gegenspieler gegen die deutschen Könige.

Aber auch in Mittel- und Oberitalien erweiterte sich für die Päpste mit der Zunahme ihrer Macht die Reibungsfläche mit den Deutschen durch höchst merkwürdige Vorgänge. Jene Großgräfin Mathilde, an deren Hofe wir Gregor VII. zu Canossa fanden, hatte dem Papst ihr gesamtes von Riva am Gardasee bis Perugia zerstreut liegendes Gut zu eigen vermacht, ohne sich der Nutznießung oder auch nur der Verfügung darüber zu begeben. So hatte sie es in späteren Jahren ihrem Better Heinrich V. verliehen. Die Lehnsleute des Mathildischen Gutes zogen sich geflissentlich zum Reich, — auch als mit dem Wechsel der Dynastie die Voraussetzung für ihre Zugehörigkeit zum Königtum geschwunden war. Unter Kaiser Lothar fand man die Form der privatrechtlichen Belehnung des Kaisers mit diesem Gute durch den Papst. Der Papst also Lehnherr in Unteritalien und, wenn auch nur in beschränktem Maße, in Oberitalien. Der römische Hof legte so großen Wert auf diese Tatsache, daß er im päpstlichen Palaß ein Gemälde des Kaisers und des Papstes anbringen ließ mit dem Spruch:

rex venit ante fores, jurans prius urbis honores  
post homo fit papae, sumit quo dante coronam

d. h. der König beschwört vor den Thoren die Privilegien der Stadt, wird der Lehnsmann des Papstes und nimmt aus seinen Händen die Krone.

Man sieht, die fränkische Lehnsidee hatte auch das Papsttum ergriffen; nicht zufrieden mit dem hohenpriesterlichen Amt der Binde- und Lösegewalt über Sünde und Fehler, griffen die Päpste nach jener lehnsrechtlichen Abhängigkeit ganzer Königreiche, die eine dauernde Verpflichtung zu Treue und Ergebenheit mit sich bringen sollte. Schon Gregor VII. behauptete auf Grund unechter Urkunden, das Herzogtum Sachsen sei ein Lehen des apostolischen Stuhles; er war geneigt, den alten englischen Peterspfennig zur Unterhaltung des Hauses der Angelsachsen in Rom als Lehns tribut anzusprechen, und hatte damit den Boden bereitet für noch weitergehende Ansprüche, wie sie in jenem Bild und Spruch spielend bereits die Kaiserkrone ergriffen.

Der deutsche König hatte seinerseits, wenigstens zeitweise und nach kraftvollen Kriegszügen zur Befriedung der Grenzen, die Könige von Ungarn, Polen und Dänemark zu Lehnsleuten angenommen und von den Normannen in Unteritalien schon vor dem Papste Lehnshulde empfangen. So standen sich zwei werdende universale Machtansprüche in der Form von zwei Lehnsystemen gegenüber, — das päpstliche durchaus gewillt, über das deutsche zu triumphieren.

Die innere Entwicklung Italiens schien das Papsttum dabei in der nachhaltigsten Weise unterstützen zu wollen. Die deutsche Macht in Toskana und in der Lombardei, in Venetien und Friaul beruhte auf den großen Herren geistlichen und weltlichen Standes, die ihre Güter und Hoheitsrechte von den Kaisern empfangen.

Nun hatte sich in den Tagen Gregors VII. eben in der Lombardei eine radikale Partei entwickelt, die Pataria, die den Ruf nach Reform der Sitten zunächst gegen die Mächtigen und Begüterten erhob, gegen Bischöfe aus großen Häusern, die Lehen und Hof hielten, gegen verheiratete Priester und Klosterherren, die wohl gar mit Simonie ins Amt gekommen waren. Das Papsttum begünstigte diese Bewegung, die einen populären Zug hatte und schon damit eine Richtung gegen die Deutschen erhielt.

Noch viel breiter wurde in diesem Sinne die Gruppierung der Parteien, als in den italienischen Städten sich nach und nach aus der Barbarei des früheren Mittelalters wieder Handel und Gewerbe lösten und die erwerbstätigen Schichten der Bevölkerung emporbrachten, die nun neben die feudalen Geschlechter traten und, bald im guten, bald mit Gewalt, mit oder ohne Hilfe der Geschlechter, die Anfänge städtischer Selbstverwaltung ins Leben riefen, wodurch aus den nur äußerlich geschlossenen Wohnstätten neue Gemeinwesen, Kommunen, entstanden. Die Geschlechter wie die Kommunen waren jedoch noch in Parteien zerrissen; bei ihnen allen spielten kirchliche und soziale Fragen, Königstreue oder Hinnneigung zum Papsttum längst die Rolle politischer Programme.

Inzwischen waren die Seestädte — im Süden Salerno, Amalfi, im Norden Venedig, Genua, Pisa — seit dem Verfall der Arabermacht an den Gestaden des Mittelmeeres unternehmungslustiger und kriegstüchtiger geworden, seit Beginn der Kreuzzüge auch am Orientverkehr stark beteiligt, untereinander in politischer und handelspolitischer Eifersucht, die einen neuen Grund abgab für Spannungen zwischen dem Reich und dem Normannenstaat. Die Städte des Binnenlandes aber, ebenso längst der Macht der königlichen Grafen und der königlichen Bischöfe entwachsen, schufen sich ihre Gebiete durch friedliche oder gewaltsame Angliederung von Grundherrschaften und kleinen Nachbarstädten. Die ganze, naturgemäß gegen die alten Reichsgewalten gerichtete Entwicklung der italienischen Städte nahm einen raschen Fortgang. In den Städten aber breitete sich langsam mit der Pflege der Volkssprache auch das italienische Volksgefühl aus, Erinnerung an eine große Vergangenheit, wachsende Empfindlichkeit gegen fremde Eingriffe, und ein unbestimmtes Gefühl dafür, daß der Papst, allen universalen Ausprüchen zum Trotz, doch eine nationale Macht sei, so gut wie der versunkene Glanz des alten Römertums. Man sieht gleichwohl noch immer die Parteien sich der politischen Führung fragend entgegenstrecken. Sie horchen noch auf verschiedene Schlagworte, und wenn man beachtet, daß es auch Streitigkeiten mit dem päpstlichen Nachbarn gab, und daß der wachsenden Weltherrschaft des Papstes sich durch alle Jahrhunderte jenes radikale Element entgegenstellte, so schienen die Bedingungen der italienischen Politik

zwar dem Papsttum besonders günstig, allein immer noch in gewissem Sinne frei.

Eben um die Mitte des 12. Jahrhunderts trat zu Rom ein Spätling jener Bewegung der Pataria hervor, ein Kleriker von schneidender Dialektik und leidenschaftlicher Sprache, Arnold von Brescia. Hatte er in Frankreich zu Füßen des scharfsinnigen Abaelard gegessen, der dann ein Opfer der hochkirchlichen Richtung Bernhards von Clairvaux wurde, so wandte er nun in Rom die Waffen, die Gregor VII. einst gegen die kaiserlichen Bischöfe gerichtet hatte, rücksichtslos gegen das Papsttum selbst. Herrschaft sei nicht Aufgabe der Priester, Macht und irdisches Gut seien vom Bösen. Arnold entfesselte zu Rom eine Revolte, die in der stets unruhigen Residenzstadt einen gefährlichen Umfang gewann. Man erneuerte das republikanische SENATVS POPVLVSQVE ROMANVS, wie 200 Jahre später Cola Rienzi, und warb um Stimmrecht in der großen Welt.

Diese Erhebung der Römer wurde einer der Gründe für das dringende Verlangen der Kurie, daß wieder einmal ein deutscher König über Berg ziehen möge nach Rom.

Deutscher König war seit 1152 der Hohenstaufe Friedrich, den die Italiener Barbarossa nannten.

Mit dem Eintritt dieses Fürsten in die deutsche und europäische Geschichte scheint die natürliche Entwicklung stille zu stehen, die Notwendigkeit zu ruhen und nur noch der Zauber und die Bannkraft der Persönlichkeit zu herrschen. Fast alle Bedingungen schienen seinem Königtum ungünstig, die günstigen wies er von der Hand, und doch stiegen sein Königtum und Kaisertum mächtig empor.

Daheim übernahm er die furchtbare Erbschaft eines anscheinend unheilbaren Gegensatzes zwischen seinem Hause und den Welfen. Er stammte durch seine Großmutter Agnes, die Tochter Heinrichs IV., von den Saliern ab und behütete treulich die Traditionen fränkisch-königlicher Reichsgewalt. Die Welfen dagegen, zuletzt Herzöge von Sachsen und Bayern, waren die Erben aller jener Fürsten, die sich, gestützt auf strengkirchliche Kreise, mit der ganzen Wucht der partikularen Stammeseifersucht dem fränkischen

Königtum entgegengestemmt hatten. Während Konrad III. mit Byzanz ein Zweikaiserbündnis einging, zettelte Herzog Welf mit den Normannen, die begierig nach dem Balkan trachteten, — von Brindisi nach Durazzo. Jetzt vertrat das Haus der junge Heinrich, den man später den Löwen nannte. Während der letzten Regierung war seinem Vater das angestammte Herzogtum Bayern ab-erkannt und an die Babenberger gegeben worden, die zu den Saliern und Staufeu hielten.

Hier setzte der selbstsichere Gerechtigkeitsinn des Königs ein. Er gab dem jungen Welfen Bayern zurück und schuf für die Babenberger als Ersatz das neue Herzogtum Österreich mit besonderen Vorrechten und Ehren, darunter, zum ersten Male im Reich, die weibliche Erbfolge und die freie Erbverfügung (1156). Der König war selbst den Welfen durch seine Mutter verwandt; nun zog er den herzoglichen Vetter nahe heran und ließ sich auf der Romfahrt von ihm begleiten.

Vorher aber gewann er der Reichsgewalt eine Erweiterung im Südwesten durch seine Ehe mit einer burgundischen Erbin, die ihm Güter jenseits des Jura zubrachte. Zu Besançon, in der Heimat seiner Gemahlin, hielt er einen Reichstag, und hier geschah es, daß sein Hof zuerst mit einem Boten des Papstes auf offener Szene in Streit geriet.

Im Namen des Papstes überbrachte der Kardinal Roland ein Schreiben des Papstes, das höflich sein sollte, indem es dem Könige unter gewissen Voraussetzungen neue Benefizien des Papstes in Aussicht stellte; deutlich war dabei hingewiesen auf die Kaiserkrone. Der königliche Kanzler gab bei Verdeutschung des Briefes beneficia nicht mit „Wohltaten“, sondern mit „Lehen“ wieder, worauf sich ein Murren erhob unter den Rittern. Als aber der römische Kardinal sich die Übersetzung ungeschickterweise zu eigen machte und ausrief: „Ja, von wem anders hat denn der Kaiser das Kaisertum, als vom Papste?“ — da stürzte sich der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach mit gezücktem Schwerte auf den Kardinal, willens diese Beleidigung des Königtums zu rächen, als sei ein Kaiser Lehnsmanu des Papstes. Nur das Dazwischentreten des Königs rettete den Römer und hielt den Frieden.

Als die Deutschen in Rom einzogen, konnten sie sich vor jenem

Bilde überzeugen, wohin in der Tat die Gedanken des päpstlichen Hofes steuerten. Der gekrönte Kaiser ließ das Bild entfernen. Im übrigen hat er in der Folgerichtigkeit seiner feudalen Staats- und Weltanschauung nicht einen Augenblick gezögert, den radikalen Auführer gegen die Papstgewalt, Arnold von Brescia, zu fangen und zu richten. Seine Asche wurde in den Tiber gestreut. Papst und Kaiser schienen einig wie Welfen und Hohenstaufen.

So lösten sich zunächst überall die drohenden Wolken, die über dem jungen Königtum und Kaisertum Barbarossas gehangen hatten. Als leutfeliger und ritterlicher Herr durchzog er auf der Heimkehr von der ersten Romfahrt die Städte und Herrschaften Mittel- und Oberitaliens. Da gelangten an ihn die Klagen der Kleinen gegen die Großen; der Kaiser gab Gehör, sprach Recht und schützte nach Vermögen das alte Recht. Das widerspenstige Mailand ächtete er.

Bald kehrte er wieder mit stärkeren Kräften; Mailand unterwarf sich, und nun drängte es den Kaiser, das alte Recht für die Güter und Kronrechte des Reiches allgemein und einwandfrei aufzustellen. So versammelte er um sich römische Juristen aus den wieder aufgeblühten Rechts- und Notariatschulen von Pavia, Padua und Bologna. Auf den roncalischen Gefilden, inmitten der Po-Ebene, wo sonst das ganze zur Heerfahrt verpflichtete Lehnsgefolge aufgeboten und über die Erfüllung der Reichskriegspflicht gerichtet wurde, hielt er einen glänzenden Reichstag ganz neuer Art (1158). Wegen der lombardischen Städte und der Rechte des Reiches schlugen die Juristen die römischen Rechtsbücher auf und verkündeten als altes Kaiserrecht, daß des Kaisers Wille Gesetzeskraft habe, mit der altrömischen, aber dem deutschen Recht sehr wohl entsprechenden Begründung, „da das Volk auf ihn all sein Recht übertragen hat“.

Die Durchführung aber des von den Königsboten aufgesetzten Rechtes bot denn doch die größten Schwierigkeiten. Von den Städten war es besonders das volkreiche und mächtige Mailand, das sich aufs neue den Eingriffen kaiserlicher Boten heftig widersetzte. Es kam zum Kriege, zu schweren Zusammenstößen, zu überraschenden Siegen des kaiserlichen Ritterheeres über das schwerfällig Mailänder Fußvolk, zur Erbeutung des von Stieren gezogene

Fahnenwagens, des Carroccio mit der Fahne des heiligen Ambrosius. Dann wurde die Stadt belagert, eingeschlossen, zu demütiger Unterwerfung gezwungen und nach dem grausigen Spruch ihrer mit dem Kaiser siegreichen Nachbarstädte von Grund aus zerstört. Als Beute aus Mailand brachte des Kaisers Kanzler, Rainald von Dassel, die Häupter der heiligen drei Könige in seinen Dom nach Köln.

Nach Jahren erhob sich die Stadt doch wieder aus ihren Trümmern, und während der Kaiser daheim mit anderen Händeln zu schaffen hatte, schmiedeten die Mailänder nach Vorgang der Veronesen durch Venetien und die ganze Lombardei einen großen Städtebund, der dem Kaiser planmäßig entgegentreten sollte.

Das alles aber war nur möglich durch eine neue Wendung in der kirchenpolitischen Weltlage. An der Kurie war es im Jahre 1159 unter dem Einfluß entgegengesetzter politischer Strömungen wieder einmal zu einer Doppelwahl gekommen, wobei gerade jener Kardinal Roland, der in Besançon so selbstbewußt vor dem Hofe aufgetreten war, sich als Papst Alexander III. auf die Mehrheit der Stimmen stützte, während Otkavian — Viktor IV. —, der Erwählte einer kaiserlichen Gegenpartei, sich nur auf die bessere Einsicht und auf gewisse formelle Vorteile berufen konnte. Wieder zersprang die Christenheit in zwei Obedienzen. Wie in den Tagen Heinrichs IV. und in dem Schisma von 1130 kämpfte man um Kirchen und Klöster, je nach ihrer Zugehörigkeit.

Ja, die neuerdings emporgekommenen europäischen Königreiche schieden sich zum ersten Male nach dieser kirchlichen Gruppierung in zwei Parteien. Frankreich wurde alexandrinisch, wie die Lombardei, deren Bund seinem Papst zu Ehren die Feste Alessandria gründete; England aber wurde vom Kaiser für seinen Papst gewonnen und feierlich verpflichtet in den Würzburger Eiden (1165). Der Kampfplatz wurde die weite Welt, aber die Entscheidung fiel in Italien. Lange hatte der Kaiser das Übergewicht. Aber eines Tages erlitten seine Waffen eine besonders empfindliche Niederlage bei Legnano (1176).

Nach einem Ringen von fast 20 Jahren dünkte es den Kaiser angezeigt, den doppelten Kampf zu beenden und durch Ausöhnung mit dem Papste wenigstens sein Kaiserrecht in der Lombar-

dei zu sichern. Im Jahre 1177 kam in Venedig ein Kirchenfriede zustande, der durch eine große Feierlichkeit in San Marco bekräftigt wurde; der Kaiser begrüßte den Papst als obersten Priester in der hergebrachten Devotion, — aber es ist eine dreiste Geschichtsfälschung, wenn auf einem jüngeren Bilde im Dogenpalast der Papst seinen Fuß auf den Nacken des Kaisers setzt.

Kirchlich zeigte sich der Kaiser entgegenkommend, politisch blieb er Herr gegenüber den Städten in den Rechten des Reiches, wie gegenüber dem Papst in der alten Frage des Mathildischen Gutes. Und doppelt frei geworden, ließ der Kaiser es nun auch zu einer Abrechnung in Deutschland kommen, die von der größten Tragweite wurde. Sein Vetter Heinrich der Löwe hatte dem Kaiser schon lange Zeit in Italien nicht den gebotenen Beistand geleistet, angeblich stets mit seinen sächsischen und nordalbingischen Angelegenheiten beschäftigt. In Wahrheit hatte er hier, zum Teil auf Kosten der königstreuen Bischöfe und Herren, die rücksichtsloseste Machtpolitik getrieben; mehrfach hatte der Kaiser vermittelt und ausgeglichen. Jetzt klagten die geistlichen Herren zum letzten Male. Der Kaiser lud den Löwen vor sein Gericht, zweimal, dreimal, nach Landrecht, nach Lehnrecht; der Herzog blieb aus. Da ließ der Kaiser über ihn als Landfriedensbrecher und ungehorsamen Lehnsmannt Urteil sprechen und aberkannte ihm beide Herzogtümer, Erb- und Lehngut. Bayern gab der Kaiser noch im selben Jahre 1180 an Otto von Wittelsbach. Sachsen aber teilte er in einer bis heute erhaltenen goldenen Bulle in zwei Teile. Mit dem westlichen belehnte er als Herzog den Erzbischof von Köln, dessen Einfluß damit für alle folgenden Jahrhunderte bis an die Weser reichte, den östlichen Teil gab er an das Haus der Askaniern, die nun Herzöge von Sachsen hießen und den Namen Sachsen von der Weser nach Wittenberg an die mittlere Elbe zogen.

So zerbrachen Treue und Freundschaft, um die der König ein Vierteljahrhundert ehrlich erworben hatte. Nachdem er aber einmal gesprochen, führte er seinen Königspruch auch durch; heimatlos mußte der Welfe zu seinen Verwandten nach England ziehen; erst nach Jahren gab ihm der König Gnade und Eigengut zurück.

Nach so schweren Wechselfällen konnte der Kaiser sein Reich

befriedet und die Aussichten für seine Dynastie glänzend nennen, denn es war ihm inzwischen gelungen, für seinen ältesten Sohn und Erben nicht nur die Nachfolge im Reiche zu sichern, sondern auch in Unteritalien. Seine Werbung um Konstanze, die Erbtöchter des Normannenstaates, war angenommen; die Hochzeit wurde in dem wieder versöhnten Mailand festlich begangen. Zwar erhoben sich gegen den jungen hohenstaufischen König noch die einheimischen Barone, und im Kampf mußte Heinrich VI. sein sizilisches Reich gewinnen; aber der alte Kaiser durfte sein kaiserliches und königliches Haus dem Rechte nach bereits im Besitz von ganz Italien sehen. Verwirklichte sich alles, dann mußte nach menschlichem Ermessen das Bild der Welt sich verkehren; nicht der Kaiser des Papstes Lehnsmann, sondern der Papst des Kaisers Bischof von Rom.

Barbarossa hatte sein Tagewerk vollbracht. In dem heroischen Zug seines Lebens lag auch das Ende. Er nahm das Kreuz und stellte sich selbst an die Spitze eines auserlesenen Ritterheeres. Er war fast 70 Jahre alt, aber noch immer im Herzen jugendlich, ein Ritter und ein König.

Die Kreuzfahrt geht zu Lande, durch den Balkan, durch Kleinasien, bis zu jenem verhängnisvollen Tage, da der Kaiser in einem reißenden kalten Bergbach plötzlich das Leben verliert (1189). „Hier stoßt der Griffel des Geschichtschreibers,“ klagt die Kölner Chronik dieser Tage, „es ist nicht möglich, die Angst und den Schmerz des Pilgerheeres zu schildern“.

Mit Friedrich Barbarossa versank ein ganzes Zeitalter in den Fluten der Geschichte. Bis auf seine Zeit hatten sich die deutschen Könige in erster Linie gestützt auf die unmittelbar von ihnen belehnten geistlichen und weltlichen Fürsten. Allein für die Treue der geistlichen Fürsten war die Belastungsprobe des Kirchenstreites zu schwer, und die weltlichen Fürsten fanden innerlich nicht die Vereinigung von Stammes- und Reichsgedanken. So zog das Königtum immer enger an sich einen neuen Stand, die von Haus aus unfreien Lehnsleute des Reichsgutes, die Ministerialen. Diese Ministerialen hatten, wie sonst im Fürstendienst, so auch im Reich besondere Ehre gewonnen als Inhaber von Hof- und Verwaltungs-

ämtern; sie bildeten längst allerorten einen mächtig aufstrebenden Stand. Schon an Heinrich IV. hatten es die altfreien Zeitgenossen als etwas Neues getadelt, daß er sich mit Leuten niederen Standes umgebe; umgekehrt lebte Barbarossa bis zuletzt noch immer gern in Gesellschaft streitbarer Bischöfe; sie waren seine Königsboten, Statthalter, Markgrafen und Herzöge; in ihrem Gefolge siedelten und sangen noch halbgelehrte Literaten, wie der kräftige und lebensvolle Erzpoet am Hofe Rainalds von Dassel.

Aber in den Tagen seines Sohnes Heinrichs VI. verschwanden endgültig Bischöfe und geistliche Bildung vom Hofe. Ministerialen umdrängten den König, und wenn die ersten Anregungen der Troubadours durch Niederfranken an altfreie Herren gekommen waren, — die gegen Ende des 12. Jahrhunderts aufgehende Blüte des deutschen Minnesanges entstieg dem Stande der Ministerialen und der kleinen Ritter. Sie waren es auch, die jetzt aus behauenen Quadersteinen die schönen Burgen des Reiches auf den Ruppen der Wetterau, der Pfalz, der Vogesen und der Schwäbischen Alb errichteten. Sie wurden die Träger der Reichsidee und der Hoheit eines römischen Kaisers deutscher Nation. Sie wurden die Wächter des englischen Königs Richard Löwenherz, der die Deutschen auf der Kreuzfahrt beleidigt hatte und nun auf dem Trifels saß bei Annweiler in der Pfalz, bis er sein stattliches Lösegeld zahlte und dem deutschen Kaiser Lehnshulde leistete. Die Reichsministerialen zogen mit gegen die normannischen Barone; sie verwalteten jetzt kaiserliche Marken in Italien und königliche Ämter im Normannenstaat. Ministerialen rüsteten mit dem König die Flotte des Normannenstaates zur Kreuzfahrt, als Heinrich VI. sich anschickte, das vom Vater begonnene Werk zu vollenden. Einen Augenblick träumten jetzt die Ritter den Traum einer deutschen Weltherrschaft von England bis Syrien, — da zerrann der Traum, als der düstere junge König im Augenblick der Ausfahrt ins heilige Land einem tückischen Fieber erlag.

Nun aber waren es wieder die Ministerialen, die die Rechte des Reiches verteidigten gegen die im Rücken des hohenstaufischen Hauses aufsteigenden Pläne Innozenz' III., die Marken des Reiches in Italien zum Staat der Kirche zu schlagen. Sie verbrauchten ihre Kraft vergebens. Da der Erbe des Kaisertums,

Friedrich II. von Sizilien, noch ein Knabe war, kam es nach der jetzt auf das Reich angewandten Theorie der förmlichen Wahl und des Wahlkapitels auch im Deutschen Reich zu einer Doppelwahl. Barbarossas und des Löwen jüngere Söhne, Philipp von Schwaben und Otto von Poitou, erneuerten den Streit der Väter. Der Papst aber warf sich auf zum Schiedsrichter und mischte sich in alle Verhältnisse Italiens und des Deutschen Reiches.

Da erklang aus dem Kreise der ritterlichen Dichter die zornige Klage „sô wê dir tiuschiu zunge, wie stêt din ordenunge“. Mochte sich der aufbrechende Volks- und Staatsgedanke auch zunächst noch in die hergebrachten religiösen Bilder kleiden, sein Durchbruch ist ein helles und scharfes Aufleuchten. Keiner gewaltiger als der sonst so innige Sânger der Natur und der Minne, Walther von der Vogelweide. Er spricht:

Do Gottes sun hien erde gie,  
do versuochten in die Juden ie.  
sam tâtens eines tages mit dirre frage;  
si frâgeten, obe ir frîez leben  
dem kûnege iht zinses solte geben.

Da fordert der Herr die Kaisermünze —

er sprach: „wes bilde ist hie ergraben?“  
„des keisers“ sprachen do die merkaere.  
dô riet er den unwîsen,  
daz si dem keiser siezen haben  
sîn kûneges reht und Got swas Gotes waere.

Gottes- und Königsrecht wird Pfaffen- und Laienrecht:

Alle fürsten lebent nû mit êren,  
wan der hoehste ist gewachtet!  
das hât der pfaffen wal gemacht.  
das si dir, sîezzer Got, gekleit!  
die pfaffen wellent leienreht verkêren.

Diese Dichtung ist nicht bloß übermütiger Minnedienst und innigste Naturfreude, nicht bloß vaterländisch und königlich erregt, sie greift auch bereits tiefer in die sittlichen Lebensfragen hinein und verrät uns zuerst das reflektierte Nachdenken der Laienkreise. Wie sich um dieselbe Zeit die alte Epik des Nibelungenliedes und der Gudrun zur gedankenvollen Erzählung des Parzival steigerte,

so äußert auch Walthar von der Vogelweide schon bemerkenswerte Regungen sozialen Empfindens:

Swer ane vorhte, hêrre Got,  
wil sprechen dîniu zehen gebot  
und brichet diu, daz ist niht rehtiu minne.  
dich heizet Vater maneger vil,  
swer min ze bruoder niht enwil.  
der spricht diu starken wort uz krankem sinne —

mit der drastischen Erläuterung:

wer kann den hêrren von den knechte scheiden,  
swa er ir gebeine blogez fünde.

Diese Besinnlichkeit begleiteten aber draußen in der Welt immer noch die alten Stimmungen des kirchlichen und sozialen Radikalismus von der Art des Arnold von Brescia. Als lauter Sprecher dieser Richtung wirkte in Unteritalien der Abt Joachim von Fiore in Kalabrien, der schon Heinrich VI. begrüßt hatte als den Hammer des Herrn, mit dem die verweltlichte Kirche gezüchtigt werden sollte. Man empfand peinlich nicht nur die Herrschaft und das große Wesen des gekrönten Priesters, sondern auch den Aufwand und die Besteuerung der Christenheit für weltliche Zwecke. In Deutschland ist es wie eine erste Ahnung kommender Tage, da das Papsttum nicht nur Kaiser stürzte, sondern auch die deutsche Kirche und die ganze deutsche Nation mit Zinsen und Lasten beschwerte, wenn wieder Walthar seine humorvoll bittere Frage an den Opferstock richtete:

sagt an, her stoc, hât iuch der bâbest her gesendet  
daz ir in rîchet und uns Tiutschen ermet unde pfendet? —

oder beide Klagen, des Reiches und der Kirche, in bitterstem Hohn zusammenfassend:

Alhî, wie kristenliche nû der bâbest lachet,  
swenne er sinen Walhen seit, „Ich hânz alsô gemachet“:  
daz er dô seit, des solt er niemer hân gedâht,  
er giht, Ich hân zwên Almân under eine krône brâht,  
daz siz rîche sulen stoeren unde wâsten,  
ie dar under fûllen wir die lasten.

Nach solchen Tönen nimmt es nicht wunder, daß neue Schärpen in den Streit getragen wurden, als nach dem Tode Philipps von Schwaben der junge Friedrich II. von Sizilien, durch

seinen päpstlichen Vormund selbst gegen Otto IV. aufgerufen, zu Königtum und Kaisertum gelangte, schließlich aber auch seinerseits in die heftigsten Streitigkeiten mit dem Papsttum verwickelt wurde. Allerdings treten bei ihm Züge hervor, die weit hinaus weisen aus den Traditionen der deutschen Geschichte in eine andere Welt und andere Vergangenheiten. Friedrich II. war Hohenstaufe nach Blut und fürstlicher Art, doch viel mehr noch ein Kind Siziliens und seiner halborientalischen Kultur. Elternlos und ohne Freunde war das Mündel des Papstes aufgewachsen in einer Schule des Lebens, die von orientalischer Weltweisheit und modernem Realismus gesättigt war. Wie in der französischen Philosophie des 12. Jahrhunderts der Abaelard und Genossen eine unverhüllte Skepsis fast an die heiligsten Dinge rührte, so strömte die gleiche Kühle der Gedanken aus der arabisch-spanischen und arabisch-sizilischen Kultur.

Als zum drittenmal ein Hohenstaufe auszog zur Kreuzfahrt und wirklich Jerusalem zurückgewann, da geschah das ohne jene ahnungsvollen Schauer seiner Ahnen, ohne Hingebung, ohne Opfermut, sondern in sehr nüchterner und praktischer Politik; und als er erst wegen seiner Zurückhaltung in der Kreuzzugsfrage, dann um die Macht in Italien mit den Päpsten kämpfte, da fehlte alle jene Leidenschaft der Salier und Hohenstaufen im Kampf um ihr heiliges Königsrecht. Als Weltkind kämpfte Friedrich II. für den weltlichen Staat, der ihm Macht und Genuß versprach. Seine Regierung war eine aufgeklärte Despotie wie diejenige seiner arabischen Vorgänger und ein gefährliches Vorbild für alle die kleinen Signori, die nun bald in italienischen Städten um die zerbrochenen Edelsteine der Kaiserkrone spielten.

Ohne die Tradition des Reiches und seiner altkirchlichen Kräfte mußte Friedrich II. an der Riesenaufgabe der Erhaltung von Königtum und Kaisertum in Deutschland, Italien und Sizilien scheitern.

In Deutschland hat er als König nach sizilianischer Manier zwar viel verbrieft und verordnet, aber wenig geschaffen. Bei seinen ersten Besuchen in Deutschland, da er das Königtum gegen Otto IV. erringen mußte und Hilfe nahm, wo er sie fand, vergabte er mit vollen Händen Rechte des Reiches und des Königsgutes in

umfangreichen Privilegien, zumal für die Wahl seines noch unmündigen Sohnes Heinrich zum König und Vertreter. Aber gerade dieser Sohn sollte sich gegen ihn verleiten lassen. Später nahm er teil an der Erhebung der Gebeine der heiligen Elisabeth von Thüringen, über deren Ruhestätte zu Marburg sich die erste große, ganz vollendete frühgotische Kirche Deutschlands erheben sollte. Aber die asketischen Kreise, die er damit ehrte, predigten bald genug das Kreuz gegen ihn auf Geheiß des Papstes. Beim dritten Besuche rechnete er ab mit dem zu seinen Jahren gekommenen Sohne und erließ das große Reichsgesetz von 1235, das den schwersten Störungen des Landfriedens abhelfen sollte, mit der denkwürdigen Begründung: „Da die Deutschen bisher nach unbestimmtem Gewohnheitsrecht leben und geschriebener Gesetze entbehren.“ Am Schluß des Gesetzes wird ein freier Herr als Reichshofrichter bestellt mit einem Gerichtschreiber, der ein Laie sein soll, da den Klerikern die Aufzeichnung von Blurteilen verboten sei. Wirklich hat das Hofgericht seitdem, wenn auch mit Unterbrechungen, bestanden; aber nicht so sehr an einem Gericht fehlte es in deutschen Landen, als an der Vollstreckung, und alle spätere Erneuerung des großen Gesetzes hat den Landfrieden nicht nennenswert gefördert. So ist der Tod Friedrichs II. (1250) und der Untergang seines Geschlechtes für das Reich nur die Vollendung einer unter Mitwirkung dieses Kaisers begonnenen Auflösung.

Gleichwohl vermochten die Deutschen sich in das Vergehen der Kaiserherrlichkeit nicht zu finden und erwarteten die Wiederkehr des glänzenden Hohenstaufen. Erst unsere Zeit hat an die Stelle des Sizilianers den ehrwürdigeren Barbarossa gesetzt und damit den Gedanken des Kaisertraums vertieft.

Mit dem Ende des hohenstaufischen Königtums in Deutschland endet die Dynastie auch in Italien und Sizilien. Als Friedrichs II. Enkel Konradin 16 Jahre später nach Italien zog, um wenigstens sein Erbreich Sizilien zu retten, das die Päpste inzwischen an das französische Haus Anjou gegeben hatten, da scheiterte er auch hier und büßte samt seinem treuen Freunde Friedrich von Österreich sein fürstliches Begehren auf dem Blutgerüst zu Neapel (1268) als letzter Hohenstaufe.